

Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



Die vom Rauhen Grund.

Roman von Paul Grabein.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Nach Bertsch sprach nichts. Langsam war er zu der Schalttafel hinten gegangen und prüfte dort mit ernster Miene die Apparate. Ueberall daneben rote Zickzackspitze mit der Warnung: Vorsicht! Hochspannung! Lebensgefahr!

Er sah zu ihm hinüber. Immer noch die Schatten im Antlitz. Ihre Natur vertrug nun einmal keinen Zwang. Nicht den leisesten. Aber er hatte es doch gut gemeint. Und recht gehabt überdies. Also war ihr Unmut sinnlos. Sie mußte sich überwinden, ihm ein freundliches Wort sagen. Gerade ihm, der ihr eben erst wieder einen Beweis seiner freundschaftlichen Hilfsbereitschaft gegeben hatte. Warum wollte ihr nun trotzdem kein Wort über die Lippen kommen?

Den Kopf geneigt, stand sie da. Wie so manchmal schon ihm gegenüber im Zwiespalt, voller Unzufriedenheit mit sich selber. Es war doch sonst Klarheit in ihr. Weshalb allein hier nicht? Und warum dieses Auflehnen in ihr? Vielleicht nur, weil sie eine dunkle Gewalt in ihm fühlte, der sie immer mehr zu erliegen drohte. Und sie wollte doch nicht! Ganz gewiß nicht. Ihre Persönlichkeit wollte sie sich wahren. Und sie wollte nichts wissen von solchem Bann ihrer Empfindungen. Sie —

Aber da riß sie die Augen auf in tödlichem Erschrecken. Unter einem Donnerkrachen, das den Boden unter ihren Füßen erbeben ließ, war es plötzlich taghell um sie geworden.

Taghell? Nein — ein Höllenschein, fahlgelb, aber von ungeheurer Lichtstärke, gleißte auf in der weiten Halle. Und dort — gerade wo er stand! — bei der Marmortafel ein Zucken und Flattern an den Leitungsdrähten: Hellblaue Flammen in beständigem Aufzüngeln und Erlöschen. Zugleich auch ein Dongeruch fast betäubend in seiner Stärke. Und sie begriff: Riesentladungen der Lufterlektrizität an den Hochspannungsleitungen. Wehe, wenn einer der Blitze, die draußen alle paar Augenblicke niederzuckten, und zwar in nächster Nähe, hier einschlug.

Im Erfassen der furchtbaren Gefahr stand Erle das Herz still. Aber auch Bertsch mußte sich ihrer bewußt geworden sein. Deutlich bemerkte sie trotz ihres Entsetzens, wie er zusammensuhr und dann den Kopf weit vorgebeugt nach der Schalttafel sah. Aber doch kein fassungloses Starren, nein — ein scharfes Spähen, Suchen. Und jetzt — Barmherziger! — sprang er vor mit erhobener Hand, gerade mitten hinein in dieses höllische, bläuliche Aufblitzen.

Gerhard!

Schriß gelte ihr Schrei durch den Raum. Ihre Hände krampften sich ineinander.

Der Aufschlag an sein Ohr. Aber er beachtete ihn nicht. Ganz beherrscht von dem einen: Dort — der Schalter der

Hauptleitung — ihn packen, abdrehen — ehe es zu spät war!

Und seine Rechte fuhr durch die flatternden Stromentladungen hindurch, ein fester Griff — so!

Aufatmend trat Bertsch da wieder zurück. Unwillkürlich suchte seine Rechte nach dem Taschentuch und hob sich zur Stirn. Das war ein Augenblick gewesen, wie er ihn noch nie durchlebt!

Doch dann besann er sich. War da nicht ein Schrei an sein Ohr gedrungen? Gerade, wie er vorkrang zur Tafel hin? Gewiß, ganz deutlich hatte er ihn vernommen: Gerhard hatte es gerufen.

Gerhard —?

Und mit einem Ruck fuhr er herum. Hatte er sich nicht etwa verhört?

Aber nein! Dort stand sie ja noch — totenblau — und starrte zu ihm hin, die Hände ineinandergerungen.

Da war er bei ihr, mit ein paar Sturmeschritten, und nahm diese eiskalten, verkrampften Hände, hob sie hoch empor zu seiner Brust.

„Du riechst es?“

Keine Antwort, aber ein Beben nun in ihren Händen.

„Erle!“

Und seine Lippen preßten sich auf ihre Finger. Dann ließ er sie fahren. Mit Sturmgewalt schlangen sich seine Arme ihr um Kopf und Schultern. So barg er sie an seiner breiten Brust wie ein verirrtes, zitterndes Kind.

Und der stolzen Erle von Grund schwand all ihr Eigenwille hin in diesem Aufschließen. Sie litt, was ihr geschah. Ja, die herben, unberührten Lippen erwiderten, wie erwachend aus einem langen Schlummer, seine Kisse. Bögernd — schen — dann mit klarem Wollen.

Im Wägen Hause stand der Gutsherr am Fenster. Die Stirn schwer gefurcht. Das Unwetter war zwar wieder vorüber, aber es hatte allenthalben seine Spuren hinterlassen.

Dräben im Obstgarten lagen die Früchte abgeschlagen am Boden, noch halbgrün. Der kleine Abfluß der Dachgasse, kaum eine Hand breit sonst, war zum richtigen Stiefbad geworden. Quer über den Hof weg hatte er das Erdreich aufgerissen, fast metertief.

Wie mochte es erst auf den Feldern draußen aussehen, am Dalgang?

Und zu den Sorgen des Landwirts gesellten sich die des Weidmanns. Die halbflügge Brut der Hühner in den Ackerfurchen da droben, die Junghasen — vorbei konnte es sein mit der ganzen Feldjagd im Herbst!

Ingrimmig wandte sich Jenner von Grund vom Fenster ab. Schwer stampfte er im Zimmer auf und ab, die Hände in den Foppentaschen vergraben.

Sein Auge flog zur Uhr. Wo war Erle blieb? Bald war es doch Mittagszeit. Aber natürlich, diese verrückte Samaritanei! Schon seit aller Fröhe war sie droben im Oberdorf

und kroch in den Arbeiterwohnungen herum. Um ihn kümmernte sie sich den Kuckuck noch was. Er war hier das fünfte Rad am Wagen geworden.

Aber, Kreuzdonnerwetter, das paßte ihm nicht mehr! Wütend stampfte er mit dem Fuß auf. Und er hatte es die längste Zeit mit angesehen. Dazwischensfahren würde er, diesem ganzen Unfug ein Ende machen. Wohlfahrtspflege — Frauenverein! Auch bloß so ein neumodischer Schwindel.

Wenn er nur wüßte, wo sie steckte! Sofort würde er einen hinausschicken und sie herbeschicken lassen. Wer ganz plötzlich gefällt. Seine Geduld war zu Ende.

Ein Dröhnen im tiefften Bass, vorn von der Chaussee her, ließ ihn aufhorchen. Doch nur noch grimmiger ward sein Antlitz. Das war der verdammte Kerl, der Steinsiefen, mit seinem Ratterkasten. Mußte der einem auch am lieben Sonntag die Luft verpesten! Und er lief ans Fenster. Schmetternd schlug er die offenen Flügel zu und schob den Riegel vor. Erregt setzte er dann seine ruheloße Wanderung im Zimmer fort.

Doch nach einer kurzen Weile riß er das Fenster wieder auf. Eine Luft hier drinnen — zum Ersticken!

Seine Rechte fuhr zum Kragen und zerrte ungestüm an ihm. So — nun wurde es endlich besser. Aber freilich, immer noch der dumpfe Druck im Kopf. Solch ein widerwärtiges, ängstliches Gefühl. Ganz elend wurde einem dabei. Einfach hundsgemein.

Unwillkürlich strich sich Henner von Grund über die Stirn. Sie war kalt und feucht. Langsam tupfte er sie ab. Seine Miene wurde nachdenklich, ernst.

Wiederholt hatte er das nun schon wahrgenommen. Das erstemal am dem Abend, als er von der Gewerkschaftsversammlung heimgekommen war — damals, als ihn der Reusch die Schweinerei gemacht mit dem Erbstollen. Wie ein Schwindel hatte es ihn da sogar gepackt, daß er sich am Schrank hatte festhalten müssen, wo er gerade stand. Und hernach eine Uebelkeit noch stundenlang, daß er den Doktor hatte kommen lassen.

Ob er am Ende doch recht hatte? Es fehlte ihm sonst nichts weiter, hatte er nach seiner Untersuchung gesagt, nur vor Aufregungen müsse er sich in acht nehmen.

Leicht gesagt! Und von neuem schoß Henner die Galle ins Blut. Sich nicht aufregen, wenn man auf Schritt und Tritt Anlaß dazu hat. Da bleibe der Teufel ruhig dabei! Während er es noch ingrimmig dachte, ging die Tür von der Halle auf. Ele trat ein.

Verreizt fuhr er herum, bereit, loszuwettern. Indessen die Ueberraschung hemmt den Ausbruch. Ihre Füße, ihr Kleideraum ganz trocken!

„Wie bist du denn hierhergekommen?“

„Eben mit dem Auto.“

„So! Also allein kutschierst du da herum mit dem Windhund, dem Steinsiefen!“

„Doch nicht. Herr Bertsch war dabei. Er hat den Wagen zur Feste kommen lassen, weil die Wege ganz grundlos geworden sind.“

„Wer war dabei?“

„Gerhard Bertsch.“

„Verdammt! Wie kommt der Kerl dazu?“

„Onkel —“ Ele von Grund schlug das Herz auf, aber fest suchte ihr Auge das des Oheims — „ich habe dir eine Mitteilung zu machen. Ich habe mich eben verlobt mit Herrn Gerhard Bertsch.“

„Wer — lobt?“

Ein stummes, ernstes Bejahen.

Da lachte Henner von Grund los. Wild und dröhnend. Wieder und immer wieder. Und so krampfhaft, daß Ele allmählich geängstigt zu ihm hinsah. Ganz dunkelrot glühte ihm der Kopf, wie er so stand, lachend vornübergebeugt, die Hände um die Tischplatte geklammert.

„Onkel —“

Sie wollte einen Schritt zu ihm hintun. Aber da war dieses schredliche Lachen vorüber. Wie in einer inneren Verzweiflung hieb Henner von Grund's Faust krachend auf den Tisch. Und nun sprühte es aus seinen Augen zu ihr hin.

„Verlobt — der Wig ist wirklich nicht schlecht!“

Die Sorge, die eben noch in Eles Blick gestanden, wich einem aufrechten Stolz.

„Ich sprach im Ernst, Onkel.“

Da fuhr er herum. Sein mächtiger Körper reckte sich hoch auf, wie er nun langsam auf sie zukrat.

Else wollte es an Ete heranschleichen. Eine lähmende Angst. Wie in den Kinderjahren, wenn er auch so drohend herankam, in seinem gewaltigen Zähjorn. Doch plötzlich kam ihr der Gedanke an Gerhard Bertsch. Sie war ja nun nicht mehr ohne Schutz auf der Welt. Da sah sie festen Blickes seinem Kommen entgegen.

Jetzt stand er vor ihr, so nahe, daß sie sein hart hervorgestrichener Atem streifte.

„Also, du willst: ich soll das ernst nehmen?“

„Gewiß, Onkel, und ich bitte dich um deine Einwilligung zu diesem Verlöbniß.“

Ein Hinzuden über sein ganzes Gesicht, daß der walende Bart bebte:

„Und wenn ich nein sage?“

„Dann — ja, das wäre mir sehr schmerzlich, Onkel — aber ich müßte dennoch.“

Nun schrak sie doch zusammen. Wie es ihn traf! Ganz verzerrt wurden seine Züge. Und jetzt ein Auslodern in den Augen, ein Heben der Faust, als wolle er —

Totenblaß wich sie zurück. Wer im selben Augenblick sank ihm die erhobene Rechte kraftlos nieder und griff suchend um sich — ein Wanken ging durch seinen ganzen Körper. Gerade, daß sie noch zuspringen, den schweren Leib stützen und zum nächsten Sessel drängen konnte. Längelang wäre er sonst zu Boden geschlagen.

Mit wild klopfendem Herzen stand Ete einen Moment und sah den Regungslosen. So schredlich war das, wie der riesige Körper da schlaff zusammengesunken im Sessel lag, die Augen wie gebrochen, der Unterkiefer mit dem mächtigen Bart tief herab zur Brust gefallen, und dazu dieses röchelnde Atmen.

Wenn er nun starb — sie die Ursache seines Todes!

Diese Angst jagte sie wieder auf. Sie lief zum Klingelzug und schellte Annemarie herbei.

„Kallmann soll anspannen — sofort den Doktor holen! Er wird wohl noch oben sein, bei der Frau vom Maschinisten Ebner. Der Herr ist erkrankt — schwer erkrankt!“

(Fortsetzung folgt.)

Die Stimme hinter dem Hügel.

Erzählung von Martin Proskauer, Berlin.

Die Batterie stand hinter einem schmalen Hügelrücken, der sich wie ein langgezogener Buckel in der Ebene erhob, dicht bei den Schützengraben der Infanterie.

Die Männer in den Erdlöchern sahen blaß aus und kniffen den Mund zusammen, daß ihnen die Backenwachen hart und eckig unter den Augen standen. Denn dicht um sie züchteten die feindlichen Geschosse; und der graue, ziehende Nebel, der über das Feld schwebte, machte das Schweben gegen die Uebermacht der Feinde noch schwerer.

Aber der Befehl hieß „Standhalten“; und da war alles übrige Reden unnütz. Die Batterie Feldgeschütze, die man bis in die Infanteriestellung vorgeschoben hatte, sollte den Infanteristen helfen; aber der Feind konnte sich wohl denken, woher plötzlich die Schrapnells kamen, und suchte mit seinem Geschütz die Gegend hinter dem Hügel ab.

Der Hauptmann, der die Batterie führte, kroch zu den Geschützen zurück, dicht neben ihm sein Adjutant und sein Reife, der keine Leutnant Gehrens.

„So geht's nicht weiter.“ schnauzte der Hauptmann, „ein Beobachter muß mit dem Telephon vor, da hilft nichts!“

Nein sagte er nicht, denn alle wußten, was das hieß — über den Hügel vor, weit in das flache Feld hinein und die Schießresultate der Batterie beobachten! —

Ein paar rasche Worte klangen, und schon kroch einer der Soldaten den Hügel herauf. Der Telephonist in der Batterie hatte den Hörer am Kopf, aber keine Meldung kam. Er sah den Hauptmann fragend an:

„Natürlich,“ hurrte der Offizier mit einer wütenden Traurigkeit, „über den Berg kommt keiner, die da drüben kriegen ja jeden einzelnen Mann wie auf der Schießscheibe präsentiert.“

Neun Minuten später schob sich der zweite, ein junger Artillerie-Unteroffizier, hinaus.

Der Telephonist horchte; neben ihm hockten die Offiziere, starrten auf den Kasten und die Drahtspulen — bis der bekannte quarrrende Ton erschallen sollte. Wer wieder unterließ das Geräusch im Apparat, ein schlenderer Ton, der durch den dumpfen, grollenden Lärm der schießenden Geschütze und das breite Dröhnen der plagenden Geschosse zu einer fürchterlich spannenden Wichtigkeit erhoben wurde.

Und als der dritte Mann herauskroch, zitterte die Erde, in die der Unterstand hineingeschnitten war, Sand rieselte zwischen den gerammten Wänden heraus; ein paar Ratten liefen angstvoll aus ihren Löchern und stigten scheu und häßlich in das neblige Gras des Feldes.

„Das hat eingeschlagen,“ sagte der kleine Leutnant, als auch schon ein Unteroffizier erschien und mit ruhiger Stimme sagte: „Volltreffer beim 3. Geschütz. Lafette und Räder kaputt, zwei Kanoniere verwundet!“

Und dann verschwand das Soldatengesicht aus der Oeffnung des Unterstandes, aber die der feuchte Nebel floß.

„Da haben wir die Bescherung,“ sagte der Hauptmann, „das geht nicht so weiter.“

„Noch nichts?“ wandte er sich an den Telephonisten, der nur den Kopf schüttelte. Da erhob sich der kleine Leutnant Gehrens, nahm die Feldmütze ab, fuhr sich mit der Hand über das geschorene rotblonde Borstenhaar, das so lustig gestäubt stand, und sagte:

„Na, dann bin ich dran!“

Er hielt dem Hauptmann die Hand hin und sah ihn mit einem langen festen Blick an, der nicht zu dem heiter-ruhigen Ton passen wollte.

„Geh, mein Junge,“ sagte der Hauptmann nach einer Pause. Der kleine Gehrens kroch hinaus. —

Der Hauptmann und sein Telephonist warteten. Viele Ereignisse vergingen, da quarrte es plötzlich.

„Leitung steigt,“ sagte es deutlich aus dem Apparat.

„Leitung steigt,“ wiederholte der Telephonist mechanisch.

„Schade um den Unteroffizier,“ klang es weiter, „hat alles fix und fertig, liegt hier in einer kleinen Mulde. Also Achtung — schickt mal eine Salbe raus!“

„Salbe!“ gab der Telephonist weiter.

Tröhnend brach es aus den Rohren der Geschütze über den Unterstand hin.

„Ganz gut,“ sagte Leutnant Gehrens durch den Apparat, „Salbe lag im feindlichen Verbindungsgraben. Jetzt mal 100 Meter kürzer!“ —

100 Meter kürzer!“ gab der Telephonist weiter.

Und so lag der kleine Leutnant draußen, weit draußen vor dem Hügelrücken, der die anderen schützte, starrte durch sein Glas und war so entsetzt allein in der Todesnot der sprichenden Augen und zagig reisenden Eisenplitter, die mit singendem Ton durch die Luft fuhren. Aber ruhig klang die Knabenhelle Stimme immer wieder im Apparat:

„Salbe — 50 Meter zu weit — 200 Meter nach rechts verlegen!“

Und jeden Befehl wiederholte der Mann im Unterstand.

Da hörte das Ansagen auf. Der Telephonist rief, schrie wieder, dann kam es endlich schwach:

„Kerle schießen wie toll, habe eins in den Arm bekommen.“

Der Telephonist sagte es dem Hauptmann, der den Hörbügel über den Kopf streifte:

„Hallo, Junge, ist's schlimm?“

„Nein,“ kam es zurück, „weilerschießen!“

Und wieder kamen die Meldungen:

„Bravo — Volltreffer — jetzt 50 . . .“ Es dröhnte und quarrte im Apparat, aber die Stimme schwieg.

Der Mond leuchtete plötzlich mit seltsam rotem Sonnenschein durch den tief hängenden Nebel; Blut und Rauch zugleich schienen in der Luft zu schwimmen.

„Junge!“ schrie der Hauptmann, dann hörte er lange. Die Batterie feuerte weiter, aber die Schüsse sahen nicht mehr, seit die beiden Augen da vorn nicht mehr für sie zu sehen schienen. Der Feind kam auf und schoß sich wieder ein.

Der Hauptmann hing noch an der Leitung im Unterstand, laute an seinem grauen, wirren Schnurrbart und dachte an den kleinen, rotblonden Leutnant. Da kam eine Stimme an sein Ohr, wie aus unendlicher Ferne:

„Achtung Batterie — Feind holt Verstärkungen in den Reserbegraben — Feuer weiter nach vorn legen . . .!“

„Hier Batterie,“ schrie der Hauptmann, „Junge, bist du noch munter?“

„Feuer — 30 Meter vor!“ klang es zurück.

„Kollsalbe — 30 Meter vor!“ schrie der Hauptmann wieder, und dann in den Apparat: „Junge, wie geht's?“

Die Stimme war seltsam schwach zu hören. Aber sie gab nur die Entfernungen, von sich sprach sie nichts, so oft auch der Hauptmann rief. Wie unberührt von allem Menschlichen kamen die Ansagen, als ob das Feld der Todesnot weitenfern lag:

„Volltreffer — 10 Meter zu kurz — Treffer . . .“

Der Hauptmann sah nach der Uhr. Es war sechs. Jetzt mußten die Verstärkungen bald da sein. Er schickte eine Ordonnanz zurück; keuchend kam der Mann wieder:

„In zwei Stunden kommt eine Infanteriebrigade und setzt einen Gegenangriff an.“

Langsam rannen die Minuten dieser beiden Stunden. Und leise und klar sprach die Stimme im Apparat, was die Augen sahen,

sich offenbar für die ganze Batterie und alle Leute, die in dem Schützengraben lagen.

„50 Meter — Treffer — 100 Meter! — —“

Als die zwei Stunden um waren, dröhnte der Schritt preussischer Regimenter, die Brigade war da — auf die Minute. Die todmüden Männer in den Gräben sprangen auf und stürzten mit. Und vor den Bajonetten in ihren Fäusten brach die Fähigkeit des Feindes. Er räumte seine Stellung und zog ab. — — —

Hinter den Sturmreihen lief der Artilleriehauptmann, mit ihm zwei Sanitätsoldaten, die er mitgenommen hatte. Sie rannten dem Telephontrakt nach, der zwischen Erdklumpen und Gefallen und Grabbüscheln ins Feld hinauslief. In einer kleinen Erdmulde endete er, und dort lag der tote kleine Leutnant Gehrens. Die Sanitätsoldaten hoben ihn auf und brachten ihn in den Batterie-Unterstand zurück.

„Bis zum letzten Augenblick,“ dachte der Hauptmann und nahm seinem Kissen die Prieftasche und die Uhr aus dem Rock. Die mußte er nun nach Deutschland schicken, damit seine Mutter wenigstens etwas hatte, aber das sie sich beugen konnte.

Aber die Uhr sperrte sich, sie hing fest im Rockfutter. Vorsichtig löste er sie aus dem Tuch; sie war zerschossen, und nur das Zifferblatt war heil. Dieselbe Schrapnellladung, die den kleinen Leutnant traf, hatte auch das Uhrwerk zerschlagen.

Der Hauptmann sah auf die zerschossene Uhr, die Zeiger standen auf $\frac{3}{6}$!

„Das kann nicht sein,“ sagte der Hauptmann laut vor sich hin und starrte auf das weiße Zifferblatt. Es zeigte aber doch $\frac{3}{6}$!

„Telephonist!“ schrie der Hauptmann. Der Mann stürzte herbei.

„Wie spät mag's gewesen sein, als vorhin die lange Pause war?“ fragte er den Soldaten, „als ich schon dachte, dem Herrn Leutnant sei 'was passiert?“

Der Mann stand starr.

„Es wird gegen $\frac{3}{6}$ gewesen sein,“ sagte er, langsam überlegend, „ich hab' nämlich grade um die Zeit selbst nachgesehen . . .“

Der Hauptmann schickte ihn fort. Und seine Gedanken rissen sich wund an der Tatsache, daß die Uhr $\frac{3}{6}$ zeigte. Denn das war die Todesstunde des kleinen Leutnants Gehrens. Und doch — er selbst hatte bis fast 8 Uhr die Meldungen durch das Telephon gehört!

Dem Hauptmann schüttelte es kalt durch den Körper. Er konnte nicht mehr allein sein — oder er wurde verrückt.

Er stand schwerfällig auf und suchte den Wachtmeister, der breitbeinig auf einem Baumstumpf saß und beim Schein einer Taschenlampe in seinem Notizbuch kripelte. Als der Offizier durch die Nacht näher tastete, stand der Wachtmeister auf.

„Leutnant Gehrens ist gefallen,“ sagte der Hauptmann. Und dann erzählte er dem Wachtmeister das andere. Der Wachtmeister stand stumm, er spürte instinktiv, wie der Hauptmann sich quälte, darum begann er von etwas anderem zu sprechen.

„Herr Hauptmann, ich habe eben Appell abgeholfen. 8 Mann tot oder vermißt, 20 verwundet — es hätt' schlimmer werden können!“

Der Hauptmann hob den Kopf.

„Wer ist tot?“

Der Wachtmeister zählte auf.

„Und der Beskow, der kleine Blasse vom zweiten Geschütz, wird wohl auch tot sein. Jedenfalls hat ihn seit heute mittag niemand gesehen.“

Der Hauptmann sann nach:

„Wer — Beskow? Ach ja, ich weiß schon, der schlappe Keel vom Erfsch mit dem schwarzen Haar. Mein Nefse hat sich ja gerade für den Mann interessiert und ihm mancherlei nachgesehen — ja, nun sind beide hin!“

Dann setzte er sich neben dem Wachtmeister und wählte sein graubärtiges Gesicht in die Hände. — —

Am anderen Morgen wachte der Wachtmeister seine Leute, die wie die Toten in der lauen Sommernacht gelegen hatten. Das Kommando kam:

„Aufprogen!“

Da gab es eine Stodung. Vom Hügel her schleppten zwei Soldaten mit der roten Kreuzbinde am Arm eine Tragbahre und stellten sie vor der Batterie auf die Erde. Auf der Bahre lag ein blasser Artillerist, das schwarze Haar mit Blut und Erde verklebt wirt in der Stirn. Die Hände hielten den Helm mit dem Kugelhaken fest umklammert.

Bei dem leichten Stoß des Niedersehens schlug er die Augen auf.

Der Hauptmann sprang vom Bierde und trat an die Bahre:

„Wer — Mensch, Beskow, sind Sie das?“

Der Blasse macht die Bewegung der Ehrenbeugung:

„In Befehl, Herr Hauptmann!“

„Wo waren Sie denn?“

Der Verwundete versuchte die Hand zu heben. Er wies auf das Feld hinter dem Hügel.

„Dort, dort draußen — mit Herrn Leutnant Gehrens.“

Der Hauptmann starrte ihn verständnislos an.

„Weil der Herr Leutnant immer so gut zu mir war,“ fuhr der Artillerist fort, „wollte ich nicht — wollte ich mit — damit er nicht allein gehen sollte.“

„Sie waren also da draußen bei meinem Nefse?“

„Zu Befehl, Herr Hauptmann, aber ein Stück weiter nach links, Herr Leutnant sagte, für zwei reichte die Deckung nicht. Und wie das Schrapnell den Herrn Leutnant traf und er nichts mehr sagte, hatte ich große Angst. Aber ich kroch hin und meldete weiter. Aber dann — dann freigte ich doch den Schuß in die Brust und konnte nicht mehr — wollte zurückfliehen. Und da bin ich ohnmächtig geworden, und weiter weiß ich nichts.“

Er schloß die Augen und schweig ermatet. Und der Hauptmann sahnte seine grauen, beschmutzten Hände und sagte mit einem erkloßen Auaatmen:

„Gott sei Dank, also Sie waren der brave Kerl?“ —

Vermischtes.

* Die Jagd nach dem Sous. In Frankreich, und ganz besonders in Paris, ist man jetzt eifrig auf der Jagd nach dem Wechselgeld. Ueberall, im Geschäftsleben, auf der Straßenbahn, in den Postämtern, macht sich der Mangel an Kleingeld aufs unangenehmste fühlbar. Der Sous — das gebräuchliche 10-Centimesstück, ist so rar geworden wie ein Liebhabergegenstand von hohem Werte. Und während die hilflose Regierung ratlos nach der Ursache des Uebels und nach geeigneter Abhilfe kühndet, werden die Bestimmungen von der verärgerten Bevölkerung mit Anträgen, Vor-schlägen und Bormürfen überhäuft. Wie das „Journal des Débats“ in seiner letzten Ausgabe schreibt, ist die Jagd nach dem Sous zum aktuellsten, heiß umstrittenen Problem der Pariser geworden: „Schon seit Monaten hat man in Mittelkrankheit einen immer empfindlicher werdenden Mangel an Scheidemünzen festgestellt. Nun ist auch Paris aufs heftigste von dieser seitlichen Krankheit erfaßt worden. Und während man — noch immer vergeblich — nach den Ursachen dieser Erscheinung sucht, wäre es wohl Zeit, an ein Hilfsmittel zu denken, um diese mühselige Erkrankung im öffentlichen Verkehr wenigstens teilweise zu mildern. Bereits haben die Straßenbahnen kleine Fahrscheine herausgegeben, die — für eine Anzahl Fahrten reichend — 1 Francs kosten, so daß in diesem Falle das Kupfergeld überflüssig wird. Sollte nicht auch die Pariser Omnibusgesellschaft diesem Beispiel folgen? Man könnte diese Fahrscheine auf den Strecken der Gesellschaft ja auch als Wechselgeld erklären, das für eine oder mehrere freie Fahrten berechtigt. Außerdem sollte man eine Kontrolle einrichten, die dafür sorgt, daß die Sous-Stücke, die tagüber eingenommen wurden, nicht insgeheim aufgestapelt werden, sondern dem allgemeinen Verkehr erhalten bleiben. Auch in allen anderen, dem Publikum zur Verfügung stehenden Unternehmungen, in Gastwirtschaften, Kaut-häusern usw., sollte man in ähnlicher Weise vorgehen. Und schließlich wäre es Sache der Regierung, sich endlich dieses Problems anzunehmen. So geht es auf sein in Fall weiter. In den großen Geschäften werden bereits Vorkassens anstelle des Wechselgeldes ausgehändigt. Und an den Schalteräumen der Eisenbahnen sind Karteik angebracht, auf denen zu lesen ist, daß kein Kleingeld herausgegeben werden kann. So muß man oft auf die Differenz zwischen der überreichten Geldnote und dem Fahrpreis verzichten, wenn man es nicht darauf ankommen lassen will, mit tödlicher Sicherheit seinen Zug zu vermissen.“

* Abgeföhrt. Die Soldaten unterhalten sich von ihren Ziviltverhältnissen, und einer unter ihnen probt in einer Weise, daß auch die sonst recht gutmütigen Kameraden, die sich mancherlei anbinden lassen, ärgerlich werden. Als er wieder aufsteht, um zu berichten, was er sich alles dabei zu leisten pflegt, sagt ein Grenadier, dem 's zu arg wird: „Na, weest du, du hättest doch auch lieber zur Artillerie gehen können!“ — „Warum denn?“ meinte der Remonist. „Na, weil du da immer uf 'em Prokassen sitzen kannst; da jehörst auch hin.“

Büchertisch.

— Großer Wilderattas des Weltkrieges, 5. Lieferung: Frankreich 2. Die Stellungskämpfe. — 6. und 7. Lieferung: Die Russenheerschaft in Ostpreußen, Tannenberg, Annenburg, Wintersalaot Mahren, München, R. Brockmann A.-G. Holog-format, Subskriptionspreis der Lieferung Mk. 2.—, Einzelpreis Mk. 3.—. Nach der guten Aufnahme, welche die ersten vier Lieferungen dieses großen Wilderwerkes bei Presse und Publikum gefunden haben, dürfte man dem Erscheinen der Fortsetzungen mit Spannung entgegensehen. Die uns jetzt vorliegenden Lieferungen 5, 6 und 7 reihen sich den vorausgehenden Teilen würdig an, übertreffen sie sogar oft noch in künstlerischer Hinsicht. Lieferung 5 führt uns abermals auf den weislichen Kriegsschauplatz. Zuerst treten uns in charakteristischen Bildnissen die Heerführer entgegen, in deren bewährten Händen die oberste Leitung ruht. Dann folgen fesselnde Darstellungen von oft merkwürdig angelegten Schützengräben, von allerlei Besatzungen und den sonstigen Einrichtungen des Stellungskrieges. Die geistige Arbeit des Generalstabs und die friedliche der Feldgrauen hinter der Front, die gar nicht genug gewürdigt werden kann, wird an Hand musterhaltiger Bilder veranschaulicht. Mähtert man weiter, so erhält man einen Begriff, wie es in den von der Kriegssarte heimgeleiteten Landesteilen Nordfrankreichs aussieht, z. B. in dem belagerten Reims: ein Kell

in die Kellerröhren und in die Koffertchen unter der Erde reibt eine viel deutlichere Sprache, als dies lange Berichte vermindern. Die Schlachtfelder im Aisne- und Marnegebiet werden uns in einer fasslichen Reihe interessanter Aufnahmen veranschaulicht, und zahlreiche strategische Karten und Pläne aufgenommen, sowie Urkunden, die zum Teil schon heute historisch sind, ergänzen das Gesamtbild. Die Lieferungen 6 und 7 schildern ausführlich die Russenheerschaft in Ostpreußen und ihren Zusammenbruch, besetzte Brücken, niedergebrannte Dörfer, zerstörte Fabriken, ver-wüstete Büren!

— Ueber Land und Meer.* Schon wieder sind drei neue Nummern dieser illustrierten Zeitschrift (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart) erschienen, die Nr. 2-4. Eine davon bringt als Titelbild unseren Kaiser im Felde, und eine andere zeigt einen gefangenen französischen Alpenjäger nach einem Originalpaar des Deutschen Kronprinzen. Wir erleben einen Tag im Schützengraben; wir lernen die französischen Gefangenenlager kennen; wir erfahren, was in Deutschlands Vorkassens am aufeinander ist; die nordischen Neutralen werden uns vorgestellt; wir dürfen den geheimnisvollen Schleiher lüften, der seit er um den Schlachtpunkt der britischen Flotte um; verweilen bei einer Division im Osten und werden in den Karst geführt, in jenes Weite, das zu dem südlichen Kriegsschauplatz gehört. Und zu diesen Aufträgen all ge-höhen bildliche Darstellungen, wie wir sie nicht in jeder Zeitschrift finden. Es sei nur an die Zeichnungen von Wastler von Orbe-graben erinnert. Ein seltenes Gemälde ist auch das von Kühle als Redner an die deutsche Nation. Wie viel Reichstagsabgeordnete das leidige Kleid tragen, zeigt uns eine wohlgeungene Auf-nahme. Neben all diesen finden wir hübsche kleine Gemälde, wissenschaftliche Abhandlungen — und dann noch den Roman von Olga Wohlbrud, auf den wir schon neulich aufmerksam gemacht haben.

— Das Deutschtum im Ausland*. Herausgegeben vom Hauptvorstand des Vereins für das Deutschtum im Ausland. Det 25. Berlin, bei Hermann Pölsler. 61 S. 60 Hg. — Die bescheidene Vierteljahrsschrift des „V. D. A.“ hat schon jetzt eine Auflage von 50 000 Stück und gewinnt infolge des Krieges immer mehr Freunde. Unter den Aufsätzen des vorliegenden Heftes ragt eine gründliche Arbeit von Dr. W. K o h n e d e r, der unverzagten Münchener Vorkämpfer für das Deutschtum in Arrol, hervor, mit der Ueberschrift „Die Porta austriaca“. Wer jemals in Südtirol war oder die Absicht hat, dieses herrlich schöne Land nach Freieinführung zu besuchen, der kann aus diesem Aufsatz über die Geschichte, die rechtlichen, völkischen und Sprachenverhältnisse des Landes alles Nötige erfahren. — Kurz, aber ungenau anschaulich und aus eigener Kenntnis geschöpft ist der Bericht einer Vaktin „Aus baltischen Schicksalstagen“. — Auch der Beitrag „Mittelamerika und der Weltkrieg“ von Dr. W. S t e i n ist sehr lesenswert; er zeigt, wie Deutschland trotz der biden Dege der unter französischem Einfluß stehenden Presse in den führenden wirtschaftlichen Kreisen jener Länder mehr Ansehen genießt als Frankreich, England und die Vereinigten Staaten zusammengekommen. — Eine Eigentümlichkeit dieser Zeitschrift ist die „Kundschau über das Deutschtum im Ausland“, die auf 20 eingedruckten Seiten die wichtigsten das Deutschtum betreffenden Nachrichten aus allen Ländern der Erde darbietet.

Räffelsprung.

das	ist	wo	Er-	es	Kette	so	A-
Tage	den	nur	vom	Schutt	nur	sich	ner
es	Derz	auf	sonst	ist	baut	sche	Schlage
lei-	len	hängt	und	rech-	zum	sei-	ein
so-	Grauß	ne	bel-	tu	Ster-	ten	Macht
nicht	säm-	te	lein	lei-	glichs	Nacht	und
hät-	groß	nach	Nacht	nen-	schaft	ein	Un-
ihren	die	mer	ist	Blüm-	nes	haus	die

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung der Schach-Aufgabe in voriger Nummer:
Weiß. 1. D h 6 — o 6 Schwarz. 1. f 7 nimmt o 6 am besten.
2. T h 1 — h 8 4 2. K e 8 — d 7
3. f 5 nimmt o 6 Schach und Matt.